

Marxistische Literaturbetrachtung

Autor(en): **Kleinberg, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **12 (1932-1933)**

Heft 7

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-331485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ROTE REVUE

SOZIALISTISCHE MONATSSCHRIFT

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

12. J A H R G A N G -- M Ä R Z 1933 -- H E F T 7

Marxistische Literaturbetrachtung

Von Alfred Kleinberg.

Wollen wir die Literatur marxistisch, und das heißt zunächst soziologisch betrachten, müssen wir eines unumgänglich voraussetzen: daß das literarische Schaffen von den gesellschaftlichen Verhältnissen her entscheidend beeinflußt wird, denn *Soziologie* ist die Lehre von den Formen und Gesetzen, den Einflüssen und Auswirkungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Unverbesserliche Ideologen werden einwenden: »Wie? Die Dichtung ist doch das Allerpersönlichste, das es gibt! Die zartesten Seelenschwingungen eines Menschen, sein geheimster Traum und sein letztes Wünschen gehen in ein lyrisches Gedicht ein, seine eigentümlichsten Gedanken, seine phantastischsten Vorstellungen bekommen in einer Erzählung oder in einem Drama Gestalt, und dieses Individuellste vom Individuellen soll gesellschaftlich bedingt oder auch nur beeinflußt sein?«

So berechtigt dieser Einwand auf den ersten Blick scheinen mag, so sicher steht auch fest: jedes Gedicht, jede Erzählung, jedes Drama sind in einer *Sprache*, in Worten gewissen Klanges und gewissen Inhaltes, in Sätzen von einem bestimmten Bau geschrieben. Und die Art, Sätze zu bauen, die feste Verbindung von Wortklang und Wortinhalt sind, wenn überhaupt, nur zum allergeringsten Teil Eigentum des einzelnen Dichters. Jahrhundert- und jahrhundertlang hat sein Volk an den Wortformen und Satzkonstruktionen, an Formenlehre und Syntax, wie es die Grammatik nennt, sprachschöpferisch gebaut. Uraltes Volksgut, uraltes Gesellschaftsgut rauscht also durch jedes Wort, das wir sprechen oder schreiben, und wenn wir erlesene Meister sind, gelingt es uns vielleicht auch gelegentlich, dieses Gut zu bereichern, aber ohne den sozialen Fundus »Sprache« sind wir literarisch unmöglich.

Dasselbe gilt von dem andern Grundelement aller Dichtung, den *Vorstellungen*: Die mögen in ihrer speziellen Verbindung dem Dichter gehören, getönt und geprägt hat sie doch wieder das Volk oder genauer gesagt ein bestimmter Volksteil, eine bestimmte Klasse. Wie verächtlich klang, um die Behauptung mit einigen Beispielen zu belegen, das Wort »Geuse«, Bettler, im Munde der Spanier, und zu welchem Ehrennamen erhoben es die niederländischen Rebellen gegen den tristen Philipp II.!

Wie anders stellt sich der Begriff »Ritter« dem nüchternen Forscher, wie anders dem romantisch-schwärmenden Knaben dar! Was legte nicht alles der Kampfwille der Arbeiterschaft in das Wort »Bourgeois« hinein! Auch die Art des Schauens, der elementaren, unbewußten Auffassung der Dinge und Erscheinungen gehört also nicht dem einzelnen, sondern einem größeren gesellschaftlichen Ganzen aus einer fest umreißenbaren Epoche; auch von hier aus gesehen, gibt es ohne sozialen Fundus keine Literatur.

Bei den *geistig-seelischen Gehalten* und bei den Handlungsinhalten ergibt sich das gleiche Bild: jedes Volk, jede Epoche, Schicht und Klasse liebt und haßt, betet und flucht anders, und diese Gefühls- und Denkformen sind für den Dichter Gesetz, Stoff, der ihn weit mehr prägt, als er von ihm, dem Dichter, geprägt wird. Die nationalen Anschauungen über Ehre, Pflicht und Recht, über Erlaubt und Unerlaubt binden jedes Mitglied der Nation und also auch den Dichter, und wenn Sitte oder Mode verkrüppelte Füße und geschwärzte Zähne, krapprote Lippen und ausrasierte Augenbrauen schön finden, so vermag sich auch der eigenwilligste Künstler diesen Schönheitsidealen nur sehr schwer zu entziehen. Weil Ansehen und Stellung der Ritterschaft auf persönlichem Mut, Kampf und Abenteuern beruhten, schwollen die mittelalterlichen Epen von Heldentaten, Todesverachtung und bunten, atemberaubenden Schicksalen; weil das Bürgertum des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts unter dem Uebermut der Höfe, unter Willkür und Rechtlosigkeit litt, kam Lessing zum Stoff der »Emilia Galotti« und Schiller zu den »Räubern« und zu »Kabale und Liebe«; weil das große Erlebnis von 1890 die rapide Industrialisierung Deutschlands und die Massenzusammenballung des Proletariats war, fand Gerhart Hauptmann die Motive zu »Vor Sonnenaufgang« und den »Webern«. So gewiß also die Dichter ihrer Zeit immer wieder sagen, was los ist und worum gespielt wird, so bestimmt bekommen sie den Rohstoff ihrer Werke von ihrer Zeit und ihrer Klasse, also gesellschaftlich geliefert.

Wollen wir die entsprechenden Belege für *Formwahl und Formgebung* haben, so brauchen wir bloß an das andächtig lauschende Auditorium im Fürstensaal zu denken, vor dem der Heldensänger seine Lieder vortrug, und wir verstehen die innere Notwendigkeit der epischen Heldengesänge; die griechischen Dramen hatten ebenso wie das Wiener Volksstück das Beieinander großer Massen in der Stadt zur Voraussetzung, und der teure Prunkapparat der Oper mit ihren Maschinerien, Chören, Aufzügen usw. hätte sich nie herausbilden können, wenn nicht Herrscher und Mäzene spendend eingegriffen hätten. Also auch zwischen schaffendem Künstler und Publikum ziehen sich zahllose Fäden hin und her, der Faktor der sozialen Resonanz bestimmt die Wahl der Gattungen, der Stoffe, der Mittel usw. oft in ausschlaggebender Weise.

Wenn wir so die Dichtung vom Elementarsten bis zum Letzten, von Wort und Vorstellung bis zu Sinngehalt und Formgebung im Gesellschaftlichen verwurzelt, durch das Klassenwesen bedingt sehen, müssen

wir die Notwendigkeit einer marxistisch-soziologischen Betrachtung der Literatur zugeben und müssen weiter verstehen, daß die Literatursoziologie zu jener wissenschaftlichen Strömung in betonten Gegensatz tritt, die gerade umgekehrt die Autonomie alles Dichterischen behauptet und die Meinung verfißt, der Geist sei nur seinen *eigenen* Gesetzen unterworfen, wachse nur in sich selbst und durch sich selbst und sei unabhängig von äußeren Einflüssen. Diese Gegnerschaft bestimmt die marxistische Arbeitsweise sogar zum guten Teil. Indes die »*geisteswissenschaftlichen*« *Literaturforscher* (so nennen sich die Verfechter des Autonomiegedankens) Ideen nur aus Ideen ableiten und das Um und Auf ihres Tuns in Sinngebungen, Wertungen und metaphysischen Bezügen suchen, sieht umgekehrt der soziologisch gerichtete Forscher hinter dem Bedingten, der Dichtung, immer wieder das Bedingende, die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen und weist das Geistige als Funktion, als letzten und feinsten Exponenten des Außergeistigen nach. Er zeigt, wie das vermeintliche Eigenleben der Inhalte, Stile, Ideen usw. von diesem Außergeistigen her beeinflußt wird; wie Formen und Motive wiederkehren oder untertauchen, reich aufblühen oder welken, je nachdem es das Ganze der jeweiligen Zeitkultur mit sich bringt; kurz, wie der angeblichen »Autonomie« des Dichterischen stets die Schranke des soziologisch Möglichen, ja Notwendigen gesetzt ist. Das Lebendige lebt, gewiß; aber nur solange es Boden und Atemluft hat, das heißt, solange es in der ökonomisch bedingten Gesellschaft einer Zeit Wurzel schlagen kann.

Wollen wir den gesellschaftlichen Ort finden, von welchem aus das organische Mit- und Gegeneinander von Individuellem und Kollektivem, Geistigem und Außergeistigem verfolgt werden kann, so müssen wir uns vor Augen halten, daß bei jedem Volke das Ganze der Kultur in einem bestimmten Zeitraum von einer bestimmten Schicht oder Klasse organisiert und repräsentiert wird. Sie *darf* das, sie darf, um mit Otto Bauer zu reden, ihre ganze Welt zu einer von ihr geprägten »*Kulturgemeinschaft*« zusammenfassen, weil die eben herrschenden Produktionsverhältnisse ihr die Führung der — zum größten Teil passiven — Gesamtheit in die Hand gespielt haben. In sich selbst so wenig einig wie die wirtschaftliche Grundlage, auf der sie aufbaut, weist sie doch dem Denken, Fühlen und Erleben der Zeit die ungefähre Richtung und bestimmt so bis zu einem gewissen Grade die Art des einzelnen, sich mit dem Gesamtkomplex »Leben« dichterisch auseinanderzusetzen. Er muß ähnlich lieben, wie die repräsentative Kulturschicht gerade liebt, er muß so Gott verehren und so die Natur sentimental anschwärmen oder verständnislos übersehen — in den epochalen, auseinander hervordachsenden und einander ablösenden Kulturgemeinschaften sammeln sich alle Kräfte des Außergeistigen und Geistigen, des noch lebenskräftigen Alten und des werdenden Neuen, und von ihnen her strahlt die »Zeitseele« bis in die letzten und persönlichsten Lebensäußerungen des einzelnen aus. Dank dem stellen die Kulturgemeinschaften methodisch die brauchbarste Grundlage dar, um vom

Wirtschaftlich-Sozialen zunächst zu den verschiedenen Formen der kollektiven Seelenhaltung und dann weiter zu den dichterischen Strömungen, den Dichtergestalten und Dichtwerken fortzuschreiten. Ihre in sich selbst reich gegliederte Einheit faßt auch alle literarischen Erscheinungen derselben Epoche zu einer höheren, sozial fundierten Einheit zusammen, und ihr Wandel und Wechsel liefert das oberste und sinnvollste, exakt soziologische Einteilungsprinzip des literarischen Werdens. Von den Kulturgemeinschaften her lassen sich National- und Weltliteratur in ihrer parallelen und ihrer Sonderentwicklung scharf auseinanderhalten, weil sich jede Wachstumsstufe eines Volkes sozialpsychologisch deutlich zu erfassen gestatten, und auch die unterliterarische »Volksdichtung« empfängt von ihnen das rechte Licht: sie erweist sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, als das den »Hintersassen« der Kultur von der Oberschicht überlassene Erbgut, als Auflösungs- und nicht als Aufbauprodukt. In ihr hat im allgemeinen, ob man nun an Sage oder Märchen, an Volkslied oder Schauerballade denken mag, die Vorstellungswelt versinkender oder versunkener Gemeinschaften Ausdruck gefunden, der an den fortschreitenden Gesellschaftswandel anknüpfende Werdegang der Dichtung tritt in ihr nur ausnahmsweise zutage.

Wir haben bisher die Erwägungen kennengelernt, die eine soziologische Betrachtung der Literatur nahelegen, und im Anschluß daran den methodischen Weg, der zu brauchbaren Ergebnissen zu führen verspricht. Es erübrigt sich jetzt noch, an einigen *Beispielen* zu zeigen, wie sich die grundsätzlichen Ueberlegungen in die Praxis umsetzen lassen, und da läge es gewiß nahe, das allen am meisten vertraute Heute als Beispiel heranzuziehen. Die Kompliziertheit der sozialen und dichterischen Vorgänge heute oder auch vor hundert und zweihundert Jahren verbietet das leider; wollen wir die Dinge wirklich durchsichtig machen, müssen wir vielmehr auf möglichst primitive Zustände zurückgreifen. Halten wir uns also zunächst an die altgermanische Kultur und Dichtung.

Die erste Gemeinschaftsbindung, in welcher uns die *Germanen* bei ihrem *Eintritt in die Geschichte* begegnen, ist die des gemeinsamen Ursprungs. Auf seiner Grundlage vereinigten sie sich zu vaterrechtlichen Sippen, Hundert- und Völkerschaften. Diese Gliederung entsprach der Wirtschaftsstufe ackerbautreibender Hirten, auf welcher die Germanen damals standen. Die Wartung der Herden und die Rodung des Bodens geschah nicht durch einzelne, sondern gruppenweise, weil nur eine größere Menge von Menschen den Schwierigkeiten des Urwaldes und der Steppe, den wilden Tieren und feindlichen Nachbarhorden gewachsen war. Als Sippe jagend, ackernd, kämpfend und wandernd — das heißt damals »wirtschaftend« —, bildeten die Germanen individuelle Züge kaum aus. Wie sie sich nach dem Bericht des Tacitus körperlich wenig unterschieden, so waren sie auch seelisch so gut wie undifferenziert. Das Kollektivum Sippe oder Hundertschaft dachte, fühlte und handelte, nicht der einzelne. Wegen der geringen Ausprägung der Individualseele kann man sich die künstlerischen

Leistungen jener Zeit gar nicht gegenständlich genug vorstellen, jedes Wort wurde durch eine veranschaulichende Handlung illustriert. Der Rhythmus, welcher Arbeit und Marsch der Menge regelte, stand auch dieser Poesie zu Häupten, er erzeugte Tanz, Bewegung und Melodie und beschränkte den Worttext auf rhythmische, den Gegenstand der Bitte variierende Ausrufe. Indem die Erregtheit des Massenchors ändernd und wiederholend um die wenigen Leitvorstellungen schweifte, bildete sich ein seltsam sprunghafter, das Wichtigste durch immer neue Formung eindringlich vertiefender Stil aus. Das parallel laufende Bedürfnis, die tragenden Begriffsworte durch gleichen Anlaut möglichst eng aneinander zu binden, erzeugte im gleichen Zuge den Stabreim. Die völlige Naturbedingtheit des Lebens gab aber auch der germanischen Götterlehre Gehalt und Farbe, in der primitiv vermenschlichenden Be-seelung der Naturkräfte haben ebenso die Zaubersprüche wie die Ur-motive der späteren Volksmärchen ihre Wurzel.

Als der Zusammenprall mit dem römischen Weltreich die bisher noch halbnomadischen Germanen zu relativer Seßhaftigkeit zwang, gewann der Ackerbau verstärkte Bedeutung. Fortab kamen weiter entfernt siedelnde Völkerschaften miteinander noch kaum je in Berührung, die urtümliche gesamtgermanische Kulturgemeinschaft sank in Vergessenheit, dafür schlossen sich benachbarte siedelnde Gruppen zu größeren Gebilden, den Stämmen, auseinander. Als weitere, wichtigere Folge einer sorgfältigeren Bestellung der Aecker ergab sich das Privat-eigentum am Boden, und mit diesem wiederum wuchs der Unterschied von arm und reich und der Einflußkreis der Familie als bester Hüterin des Besitzes. Vor ihr verdunkelte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit des Blutes und wich dem der örtlichen Nachbarschaft: an Stelle des Sippenverbandes trat die lokal bestimmte Markgenossen-schaft. In ihr begann sich eine berufliche Scheidung der Männer anzu-deuten: neben Markältestem und Markpriester gab es einen Schmied, Müller, Töpfer usw., vor allem aber traten die ackerbauenden und die kämpfenden Männer schärfer auseinander. *Sie*, der Stammkönig und seine nächste militärische Umgebung, bewährten sich als der eigentlich »wirtschaftende« Teil, *sie* brachten reiche Beute heim und ernteten so den Ertrag fremder Mühe als Frucht der eigenen blutigen »Arbeit«. Dies und die Gemeinsamkeit von Schlachtenruhm und Kampfestod ketteten den Herrn und sein höriges Gefolge fest aneinander, ihre unverbrüchliche Treue in Tod und Gefahr bot den Sagen, Liedern und Epen der Folgezeit den reichsten und ergreifendsten Stoff. Die leichte berufliche Differenzierung, die all diesen Vorgängen zugrunde lag, löste aus der Kollektivseele, wenn auch noch leise und schüchtern, ein diffe-renzierteres, persönlich getöntes Seelenleben los, und damit konnte den bisherigen Massenchören das Einzellied zur Seite treten. Der Sieg der Einehe über die Sippe bereitete dem Liebeslied den Boden, gewiß lauter derbe, ungeniert geradeaus gehende Werbungen des Mannes um die Frau, und auch allerlei Spottverse, Lob- und Scheltstrophen, Sprüche und Rätsellieder dürften damals schon aufgetaucht sein.

Aber die große Zeit des Liedes setzte erst mit der Völkerwanderung

ein, mit diesem ungeheuren Ereignis, das die einzelnen Stämme kraft gemeinsamen Erlebens nicht nur unlöslich fest aneinander schweißte, sondern sie auch vor durchaus neue politische, wirtschaftliche und kulturelle Erlebnisse stellte. Hier, auf dem Boden Roms und der römischen Provinzen sollten sie sich eine absterbende, aber noch immer durchorganisierte Kultur und Verwaltung eingliedern, dort wieder, in Mitteleuropa, sollten sie fast jungfräuliches Land besiedeln oder sich mit ihresgleichen messen. Das waren Aufgaben, so groß und unerwartet, daß über ihrer Lösung Völker über Völker im Strudel des Nichts versanken, andere wieder, von den Verführungsgiften der alten, müden Kultur umweht, in sich zersetzt und verdorben wurden. Angesichts so ungeheuren, auf eine so kurze Zeitspanne zusammengedrängten Erlebens mußte sich auch die ganze seelische Struktur von Grund auf ändern. Das Kollektive, allen ausnahmslos Gemeinsame, trat noch mehr zurück, der erobernde, Quellen erhöhter Lebensführung erschließende Held und seine Gefolgschaft repräsentierten fortab ausschließlich den Stamm und dessen Taten, sie wurden Träger und Maßstab des Allgemeinbewußtseins und der Kulturgemeinschaft. Nun priesen nicht mehr, wie noch Tacitus berichtet hatte, die ausziehenden Schlachthaufen ihre Helden im Chorlied — der adelige, waffengewaltige Sänger, »Scop« geheiß, verkündete jetzt im prunkvollen Saal unter Harfenbegleitung den Ruhm seines Fürsten. Seine erzählenden, mehr pathetisch vorgetragenen als gesungenen Gedichte schilderten eine kühne Tat, ein gewaltiges Erlebnis, Schlacht und Sieg, Niederlage, Flucht und gastliche Aufnahme. Wie sie zum Preis eines einzelnen ersonnen waren, so kannten sie auch nur Gefühle und Triebkräfte, die den einzelnen bewegten: Erobererdrang, Ehrgeiz, Eifersucht, Haß und Neid, Frauenraub und Pflicht zur Blutrache, alles meist zugespitzt zu einem unlösbar tragischen Konflikt. Aus derlei Beweggründen werden, der neuen Seelenstruktur entsprechend, die entscheidungsvollsten Geschehnisse der Völker abgeleitet, die epochalen Erlebnisse der Römer und Hunnen, der Ost- und Westgoten, der Franken und Alemannen erscheinen im Heldenlied als Familientragödien der Ermanarich, Theodorich, Etzel, Gunther usw.

Hier dürfen wir das Beispiel abbrechen, weil wir an dem Punkte stehen, wo das Christentum seelenumformend in die germanische Welt eintrat, und weil damit Voraussetzungen und Art der Dichtung ganz neue Züge annahm. Aber wir haben auch so schon zur Genüge erkannt, wie die marxistisch-soziologische Betrachtungsweise der Dichtung methodisch arbeitet. Sie ist wohl die fruchbarste unter allen, ist aber *keineswegs die einzige soziologisch bestimmte*. Ihr Verfahren, aus dem Literarischen ins Außerliterarische als das eigentlich Bedingende hinüberzugreifen, teilt sie zum Beispiel mit Josef Nadlers stammesgeschichtlicher Methode, die das Eigentümlichste der dichterischen Erscheinungen aus den eingeborenen Wesenszügen der deutschen Stämme und Landschaften ableiten will. Gesellschaftswissenschaftlich im strengen Sinne des Wortes geht Lewin Ludwig Schücking vor, wenn er die literarische Entwicklung mit dem wechselnden Geschmack des

Publikums in Uebereinstimmung bringt. Zweifellos war es für die Dichtung nicht gleichgültig, ob sie, wie zum Beispiel im 17. Jahrhundert, von einzelnen Protektoren und Gönnern abhängig war, oder ob sie auf Widerhall bei einem an Tiefe und Breite ausgedehnten Publikum rechnen durfte, und innerhalb dieses Publikums erhalten wieder die wechselnden Geschmacksträger ausschlaggebende Bedeutung. Da sind es einmal die Intellektuellen überhaupt, die den Geschmack gepachtet zu haben glauben, und dann die literarischen Journale, die Zeitungen und ihre Kritiker, hier entscheidet die zahlungskräftige Bourgeoisie, dort das Stammpublikum der Leihbüchereien, und dort wieder die breite, noch wenig differenzierte Masse, die Kriminalromane verschlingt und sich zu jedem Kinoschmarren drängt. Was bei sorgfältiger und systematischer Beachtung dieser Faktoren zustande kommen könnte, wäre die von Schücking geforderte »Literaturgeschichte von unten«; die »reinen« Literatursoziologen dagegen — »rein« unter Anführungszeichen — wollen nur den im dichterischen Schaffen *selber* steckenden gesellschaftlichen Beziehungen nachgehen und lehnen jedes Hinübergreifen auf Außerdichterisches, etwa auf ökonomische und soziale Zustände, entrüstet ab. Demgemäß konzentrieren sie ihr ganzes Interesse auf die in jedem Kunstwerk zutage tretende innere Spannung zwischen Ich und Du, Ich und Gemeinschaft, aber daß dabei etwas anderes zustande kommen könnte, als wertvolle psychologische Einblicke, wage ich in aller Bescheidenheit zu bezweifeln. So soziologisch vorgehen, heißt einen künstlichen Zaun um sich und um sein Arbeitsgebiet errichten, heißt den Zusammenhang mit dem Leben, mit der Kultur und Geschichte zerstören. Wem solch ein Inseldasein genügt, der mag sich dessen freuen, fruchtbare Literatursoziologie dagegen — mit diesem Bekenntnis will ich schließen — soll eine Disziplin der Geistes- und der Menschheitsgeschichte sein und vom Literarisch-Geistigen her die inneren Schicksale der Völker, Epochen und Kulturen aufrollen.

Ueber das Erkenntnisobjekt der marxistischen Oekonomie

Von Adolf Sturmthal.

Jede Auseinandersetzung zwischen bürgerlicher und marxistischer Sozialökonomie müßte ausgehen von einer Untersuchung des Erkenntnisobjektes und des Erkenntniszieles. An dem Mangel einer solchen kritischen Untersuchung scheiterten bisher zahlreiche Versuche gegenseitiger Kritik.

So hat die bürgerliche Ablehnung der marxistischen Wert- und Preistheorie seit der Begründung der subjektiven Wertlehre stets auf der stillschweigenden Annahme gefußt, der marxistische Wertbegriff habe im marxistischen System die gleiche Funktion wie der Wertbegriff der subjektiven Wertlehre in deren theoretischem Gebäude. So ist die bürgerliche Oekonomie seit der Begründung der subjektiven